

Dies Academicus, 3. Dezember 2016

Rede des Rektors Prof. Dr. Christian Leumann «Entwicklung der Universität Bern: Chancen und Herausforderungen»

Es gilt das gesprochene Wort

Ces dernières années, nous profitons de vous présenter ici les défis actuels d'un domaine scientifique. Vous vous rappelez peut-être du dernier « Dies Academicus » en date, lors duquel mon prédécesseur, le Professeur Martin Täuber, s'était focalisé sur le sujet des résistances aux antibiotiques et leurs conséquences sur notre santé. De mon côté, je vous avais présenté, il y a trois ans, les récentes évolutions dans ma discipline scientifique, la chimie. Comme il est coutume de nos jours de tirer un premier bilan après 100 jours en fonction, j'ai décidé de réfléchir aujourd'hui, à l'occasion des 125 jours de mon entrée en fonction, sur les futurs défis et perspectives de l'Université de Berne.

Gesellschaftliche und politische Veränderungen

Heute stehen wir mehr denn je vor Herausforderungen, die durch die Technologisierung unserer Gesellschaft hervorgerufen werden. Industrie 4.0, Gentechnologie, Digitalisierung, Automatisierung oder Cyberspace sind nur einige der Schlagworte, die wir immer häufiger hören und mit denen wir uns zu befassen haben. So sehnlichst erwünscht gewisse Folgen der Technologisierung sind – nämlich die Vergrösserung des Wohlstandes, bessere Gesundheit, höhere Lebenserwartung, gesicherte Lebensmittelversorgung, mehr Mobilität, mehr Freiheit und Unabhängigkeit –, desto komplexer werden die damit verbundenen Herausforderungen vor allem auch für die nachfolgenden Generationen sein. Ich denke hier an den nicht-nachhaltigen ökologischen Fussabdruck unserer Gesellschaft mit dem Klimawandel als Konsequenz, oder an die weltweite politische Verunsicherung als Folge der rasanten Veränderung der Gesellschaft, wie wir sie dieses Jahr im Zusammenhang mit dem amerikanischen Wahlkampf hautnah miterlebt haben. Oder ich denke an die Digitalisierung der Kommunikation (Stichwort Social Media), an die pausenlose, unfilterte, globale Echtzeitinformation durch die Medien, an die Veränderung der Bedeutung der Arbeit als Lebensgrundlage sowie an ethische Fragen im Zusammenhang mit der Spitzenmedizin. Die offensichtlichen negativen Konsequenzen dieser Veränderungen sind Verunsicherung und Ratlosigkeit über die ethischen und religiösen Werte der Gesellschaft, und damit einhergehend die Infragestellung der Tradierung von bisher erfolgreich gelebten politischen Kulturen.

Meine Damen und Herren, welche Rolle kommt nun einer Universität in einem solchen Umfeld zu? Die Universitäten sind angehalten, wie bisher fundierte wissenschaftliche Grundlagen, Fakten und Analysen zu erarbeiten und sie sollten versuchen, Opportunitäten oder Gefahren der gesellschaftlichen Entwicklung auf ganzheitlicher Ebene zu antizipieren. Ganz offensichtlich sind dabei monodisziplinäre Forschungsansätze nicht mehr adäquat, weshalb der Förderung der Interdisziplinarität eine hohe Priorität zukommt. So ist zum Beispiel der Hintergrund von Migration nicht allein die Konsequenz fehlgeleiteter Politik, sondern sie wird hervorgerufen durch eine Verkettung von sozialen, ethischen, ökonomischen, juristischen und religiösen Entwicklungen in den betroffenen Kulturen. Das integrale Verständnis von Migration als Grundlage für zukünftige Handlungsoptionen verlangt deshalb nach einem interdisziplinären Forschungsansatz. Ein anderes Beispiel: Genetische Veränderungen am Menschen, wahrscheinlich in wenigen Jahren Realität, können zwar durch Naturwissenschaftler und Mediziner implementiert werden. Die Konsequenzen davon, wie beispielsweise die gesellschaftliche Akzeptanz, die Regulierung des Einsatzes solcher Methoden sowie die Analyse der Auswirkungen auf die Gesellschaft, setzen jedoch ebenfalls eine interdisziplinäre Auseinandersetzung mit dem Thema voraus. Im Gegensatz zur Welt vor 100 Jahren sind wir heute an einem Punkt, wo Forschung nicht nur neue wissenschaftliche und kulturelle Erkenntnisse bringt und damit die Neugier der Gesellschaft bedient, sondern wo die Konsequenzen der Implementation von Forschung wichtige ethische und existenzielle Fragen aufwerfen. Nicht mehr alles, was in der Forschung möglich ist, ist auch sinnvoll und erstrebenswert.

Vor diesem Hintergrund sind Volluniversitäten, so wie die unsere, aufgrund ihres breiten wissenschaftlichen Profils gut aufgestellt. Dies allerdings nur dann, wenn Interdisziplinarität auch über Fakultätsgrenzen hinweg gelebt und entwickelt werden kann. Das setzt voraus, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Zukunft nicht nur die eigenen Fachsprachen sprechen können, sondern vermehrt auch Kenntnisse der Sprache anderer Fächer und Wissenschaftskulturen mitbringen. Um diesem Ziel näher zu kommen, hat die Uni Bern kürzlich das Gefäss der interfakultären Forschungsk Kooperationen geschaffen, welches gerade die Vernetzung von Forschung und Ausbildung zwischen verschiedenen Fächern und Fakultäten fördern soll.

Wettbewerb und Messung der Leistung von Universitäten

Zur Messung der wissenschaftlichen Leistung und Wettbewerbsfähigkeit von Hochschulen werden heute gerne Universitätsrankings herangezogen. Lassen Sie mich an dieser Stelle im Zusammenhang mit Wettbewerb eine kleine Klammer öffnen, bevor ich dann auf die Rankings zurückkomme.

Wissenschaft ist und war immer kompetitiv und das ist auch gut so. Wettbewerb macht erfinderisch, erhält jung und fit, und ist auch ökonomisch sinnvoll. Aber wie mit allem ist es halt auch hier eine Frage des Masses. Die Erfahrung aus dem Spitzensport zeigt, dass extreme

Kompetition nicht nur positiv sein kann. So kann Leistungssport bei konstanter Überbeanspruchung des Körpers gesundheitsschädigend sein. Ausserdem wird im Wettlauf mit der Konkurrenz auch ein Anreiz auf die illegale Verwendung von Drogen zur Leistungssteigerung geschaffen. Auch die Wissenschaft funktioniert in manchen Bereichen wie Spitzensport und es ist offensichtlich, dass der harte Wettbewerb unter Forschenden manch seltsame Blüte treibt. In der Wissenschaft wäre das beste Äquivalent zum Doping etwa das Beschönigen von wissenschaftlichen Resultaten. Die Universitäten werden sich vermehrt dafür einsetzen müssen, dass der Wettkampf nicht zu falschen Anreizen führt, welche die wissenschaftliche Integrität in Frage stellen. Denn diese Integrität ist ein, wenn nicht das kostbarste akademische Gut, das es bedingungslos zu bewahren gilt.

Doch zurück zu den Rankings, deren es zwischenzeitlich wahrlich viele gibt. Ja man könnte gar meinen, jede Universität, die etwas auf sich hält, entwickelt ihr eigenes. Rankings können aber durchaus nützlich sein, indem sie im Quervergleich gewisse Trends erkennen lassen. Zweifelsohne einer der eklatantesten Trends ist dabei der Vormarsch der asiatischen, vorab chinesischen Universtätien. War im Shanghai (oder ARWU) Ranking im Jahre 2006 noch keine chinesische Universität unter den besten 150, so waren es dieses Jahr bereits fünf. Dies reflektiert vorab zwei Fakten: erstens die scheinbar unbegrenzten finanziellen Möglichkeiten im wirtschaftlich aufstrebenden China im Vergleich zu den entwicklungsmässig stagnierenden westlichen Ländern. Und zweitens den unterschiedlichen gesellschaftlichen Wert der akademischen Bildung zwischen Ost und West. Im Osten steht Bildung als kulturelles und wirtschaftliches Gut zur Sicherung der Zukunft hoch im Kurs, während im Westen neuerdings nur noch die Kosten der Bildung zählen und Wert und Anerkennung ins zweite Glied zurücktreten müssen.

Wo steht die Universität Bern im internationalen Vergleich in diesen Rankings? Hier gilt es zuerst einmal festzuhalten, dass unsere Universität, wie übrigens alle grossen schweizerischen universitären Hochschulen, zum besten Prozent weltweit zählt. Ein Faktum, das in der allgemeinen nationalen Diskussion häufig in Vergessenheit gerät. Für Bern gibt es jedoch zwei interessante Erkenntnisse: In allen Rankings, in denen die wissenschaftliche Leistung, also Zitationen und Publikationen, schwergewichtig bewertet wird (z.B. Times Higher Education oder Shanghai Ranking), hat sich unsere Uni in den letzten Jahren gesteigert. In Rankings allerdings, in denen die Reputation der Institution, gemessen an der Befragung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Industrie und Akademie sowie die Betreuungsverhältnisse, also das zahlenmässige Verhältnis von Dozierenden zu Studierenden, eine Rolle spielen, haben wir Terrain eingebüsst. Daraus ergibt sich die paradoxe Situation, dass wir zwar erwiesenermassen sehr gute wissenschaftliche Leistungen erbringen, nur sind wir dafür nicht bekannt. Die Schlussfolgerung für uns kann hier nur sein: Tue Gutes, aber rede auch darüber. Auch wenn dies nicht unserer nationalen und noch weniger unserer lokalen Mentalität entspricht, werden wir in Zukunft daran arbeiten müssen.

Bleiben die Betreuungsverhältnisse: Diese haben sehr viel mit der Grundfinanzierung der Universitäten durch ihre Träger zu tun. Es ist davon auszugehen, dass die finanzielle Situation sich

in absehbarer Zeit in den Kantonen, auch unserem, und auch auf nationaler Ebene aufgrund von neuen Herausforderungen, wie zum Beispiel der Unternehmenssteuerreform III, nicht verbessern wird. Es stellt sich daher die Frage, wie wir auf internationaler Ebene konkurrenzfähig bleiben wollen, um weiterhin die besten Köpfe unter den Studierenden und im Lehrkörper anziehen zu können. Wenn wir unsere Wirtschaft weiterhin mit top ausgebildeten Kaderpersonen bedienen wollen, führt daran kein Weg vorbei. Kommen noch die politisch verursachten Probleme hinzu, die sich durch die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative und dem dadurch drohenden Ausschluss der Schweizer Hochschulen aus den Rahmenförderprogrammen der EU (Horizon 2020) ergeben könnten. Unter solchen Umständen scheint es angezeigt, sich auf akademischer Ebene (Hochschulen und Forschungseinrichtungen) national besser zu vernetzen, um existierende, sich ergänzende Profile zu stärken. In Anbetracht der internationalen Konkurrenz ist die akademische Schweiz im Grunde genommen zu klein, um intern zu konkurrieren. Dies dürfte ganz im Sinne des Schweizer Astronauten Claude Nicollier liegen, der einmal sagte, er könne den Röstigraben aus dem Weltraum nicht wirklich erkennen.

Profilierung durch Schwerpunktsetzung

Gemäss der Strategie 2021 hat die Universität Bern bereits früher begonnen, in strategischen Themenbereichen Schwerpunkte in Forschung und Lehre zu setzen. Dazu wurden Forschungszentren geschaffen, die idealerweise im interdisziplinären Ansatz aktuelle, gesellschaftlich relevante, wissenschaftliche Fragen bearbeiten. Dazu gehören beispielsweise das Oeschger Zentrum für Klimaforschung, welches sich mit den Folgen der Klimaveränderung befasst, das Zentrum für Entwicklung und Umwelt (CDE), welches schwergewichtig Fragen zur nachhaltigen Entwicklung in Staaten der Dritten Welt bearbeitet, oder auch das World Trade Institute, welches Ausbildung und Forschung im Zusammenhang mit der Regulation des internationalen Handels betreibt – zu Zeiten zunehmender Ablehnung von globalem Handel durch die Gesellschaft ein sehr aktuelles Gebiet.

Zu den zukünftigen strategischen Zielen gehört eine Schwerpunktsetzung im Bereiche der Medizin und Medizintechnik. Die Universität Bern hat mit der Inselspitalgruppe zurzeit das schweizweit grösste Universitätsspital als Partner und damit eine ausgezeichnete Ausgangslage, die medizinische Forschung zu verstärken. Die Universität und das Inselspital verfügen mit dem ARTORG über ein Forschungszentrum, welches schwergewichtig neuartige klinische Operationstechnologien entwickelt. Die Universität Bern ist auch Heiminstitution von zwei nationalen Forschungsschwerpunkten des Nationalfonds (TransCure und RNA & Disease), welche sowohl Grundlagenforschung als auch die Entwicklung neuer Therapieansätze zum Inhalt haben. Die Universität ist ausserdem zusammen mit dem Kanton, der Eidgenossenschaft, Privaten und dem Inselspital beteiligt am Aufbau eines nationalen Zentrums für translationale und unternehmerische Medizin (SITEM-Insel). An dieses Zentrum wird eine Schule angeschlossen sein, welche als nationales Novum die Mechanismen der Regulation und die Voraussetzungen zur Zulassung von medizinischen Geräten oder Therapeutika auf der Ebene Weiterbildung lehrt.

Aufgrund der nationalen Förderinitiative «personalisierte Medizin» haben sich das Inselspital und die Uni Bern zu einer Partnerschaft mit der Uni Lausanne, der EPFL und der Uni Genf sowie den Spitälern CHUV und HUG entschieden. In diesem Zusammenhang ist auch die geplante Etablierung eines neuen strategischen Forschungszentrums im Bereich der Präzisionsmedizin an der Uni Bern zu sehen. In das Gesamtbild passt weiter, dass sich die Universität dazu entschieden hat, die Anzahl der Studierenden in der Humanmedizin um 100 zu erhöhen, um damit einen Beitrag zur Minderung des Ärztemangels zu leisten. In diesem Bereich unterstützen wir zusätzlich die Universität Fribourg im Aufbau ihres Studiengangs in Hausarztmedizin. Und schliesslich bestehen ebenfalls Pläne, das zweijährige Pharmazie-Grundstudium wieder zu einem Vollstudium auszubauen.

Die Universität Bern ist überzeugt, dass sie mit diesen Massnahmen eine führende Rolle im Bereiche der Gesundheitsentwicklung und -forschung im gesamtschweizerischen Kontext übernehmen kann und damit eine höchst interessante Partnerin im nationalen und internationalen Kontext ist.

Universitätsfinanzierung

Eine grosse Herausforderung bleibt nach wie vor die Universitätsfinanzierung. Wie bereits weiter oben erwähnt, ist nicht damit zu rechnen, dass die Grundbeiträge des Trägerkantons in den nächsten Jahren deutlich ansteigen werden. Das bedeutet, dass die Universität ihre Forschung in der Zukunft noch stärker über Drittmittel finanzieren muss, will sie in der Gruppe der Topuniversitäten bleiben. Dieser Trend hat schon vor einiger Zeit eingesetzt. So hat sich der Grundbeitrag an die Universität Bern in den letzten 15 Jahren um 21% erhöht, während im selben Zeitraum der Anteil an Drittmitteln um 150% gestiegen ist. Klar im Vordergrund stehen hier die sogenannten kompetitiven Drittmittel der staatlichen Forschungsförderungsagenturen, wie beispielsweise des Schweizerischen Nationalfonds, des European Research Councils oder des amerikanischen National Institutes of Health. Aber auch hier wachsen die Bäume nicht in den Himmel. Zudem ist, wie bereits angetönt, der Zugang zu den europäischen Fördertöpfen für die Schweiz wegen der Masseneinwanderungsinitiative noch immer ungewiss.

Eine zusätzliche Möglichkeit der Förderung universitärer Forschung ergibt sich durch die Zusammenarbeit mit industriellen Partnern und privaten Gönnern. Diese Art der Universitätsfinanzierung hat vor einem halben Jahr zu einer öffentlichen Debatte geführt, welche, Sie erinnern sich, durch einen Rundschaubeitrag des Schweizer Fernsehens ins Rollen gebracht worden ist. Dabei wurde von verschiedener Seite, unter anderem auch von universitärer Seite selbst, die Frage der unrechtmässigen Beeinflussung und Käuflichkeit universitärer Forschung durch Industrie oder Private aufgeworfen. Meine Damen und Herren, die dogmatische Ablehnung von Finanzierung durch industrielle Partner oder private Gönner ist aus der Sicht der universitären Hochschulen gefährlich. So steht beispielsweise im Artikel 2 unseres Universitätsgesetzes unter Kernaufgaben «Die Universität bildet die Studierenden wissenschaftlich aus und bereitet sie auf die

Tätigkeit in akademischen Berufen vor». Des Weiteren fordert Artikel 6 ausdrücklich die Zusammenarbeit mit Wirtschaft und Verwaltung. Es ist zwar Tatsache, dass gewisse akademische Ausbildungsrichtungen, wie beispielsweise die Juristik, weniger unter der Finanzierungsproblematik leiden. Dies nicht zuletzt deshalb, weil juristische Forschung in der Regel keine teure Infrastruktur voraussetzt und weil hinter dem Beruf des Juristen auch keine «juristische Industrie» steht. In fast allen anderen Bereichen kann eine solche Finanzierung jedoch nicht nur hilfreich sein, sondern auch einen zusätzlichen akademischen Nutzen bringen – dies zum Beispiel dann, wenn durch Zugriff auf sonst unzugängliche Daten Dritter ein für die Allgemeinheit offener, wissenschaftlicher Mehrwert für die Forschung generiert werden kann. In diesem Zusammenhang muss auch auf den oft gehörten Vorwurf des Elfenbeinturmdaseins der Universitäten hingewiesen werden, den Vorwurf also, dass unser Tun akademisch abgehoben und ohne gesellschaftliche und wirtschaftliche Relevanz sei. Doch wie, wenn nicht im Austausch mit der Wirtschaft, können Ergebnisse universitärer Grundlagenforschung besser in den wirtschaftlichen Kreislauf einfließen? Wir verstehen alle, dass es in diesem Zusammenhang kein Missbrauch von Steuergeldern geben darf. Um dies zu verhindern, haben wir schon seit längerem Weisungen erarbeitet, die im Kern die Freiheit und Unabhängigkeit von Forschung, Lehre und Kommunikation von Forschungsergebnissen gewährleisten.

Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses

Ein weiterer Punkt, zu dem ich Stellung beziehen möchte, betrifft die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Schweizer Universitäten befinden sich in einer Transitionsphase von einem typisch europäisch zu einem eher angelsächsisch geprägten System. Der Bundesrat, der Schweizerische Nationalfonds sowie Swissuniversities haben Programme ausgearbeitet, die dem wissenschaftlichen Nachwuchs in der Schweiz eine bessere Perspektive geben sollen, um insbesondere auch den weiblichen Nachwuchs davon abzuhalten, die Akademie vorzeitig zugunsten von Alternativen ausserhalb zu verlassen. Die Universität Bern ist sich ihrer Verantwortung in der Ausbildung bewusst und hat dafür einen Plan ausgearbeitet. Dessen Eckwerte sehen eine bessere Betreuung von Doktorierenden und Post-Docs in der Karriereplanung und eine Aufwertung der Stellung von Dozentinnen und Dozenten innerhalb des universitären Lehrkörpers vor. Ausserdem fassen sie eine bessere Nutzung des Gefässes der Assistenzprofessuren Tenure Track ins Auge. Durch diese Massnahmen wollen wir dem wissenschaftlichen Nachwuchs klarere und transparentere Karrieremöglichkeiten eröffnen, ohne dass Kompromisse in Bezug auf wissenschaftliche Qualifikation eingegangen werden. Die Universität Bern wird auch in Zukunft keine interne Förderung von der Wiege bis zur Bahre ins Auge fassen, weil der internationale Austausch – eben Universitas – für die Weiterentwicklung von Universitäten zentral ist. Vielmehr will die Universität ihrem Nachwuchs Bedingungen bieten, welche es ihm erlauben, sowohl national als auch international kompetitiv zu sein. Wiederum ist die Schweiz zu klein, als dass die Hochschulen ihren Nachwuchs in sämtlichen Forschungs- und Lehrbereichen sozusagen auf Binnenniveau in einer geschlossenen Gesellschaft rekrutieren könnten. Die internationale Forschungsgemeinschaft funktioniert nach wie vor nach einem System

von Geben und Nehmen der jeweils benötigten wissenschaftlichen Kompetenzen. Dies muss erhalten bleiben, sollen die Universitäten sich dynamisch auch in neuen, zukünftigen Wissenschaftsfeldern etablieren können.

Schlusswort

Meine Damen und Herren, ich komme damit zum Schluss meiner Ausführungen. Ich hoffe, dass ich Ihnen die Entwicklungswege unserer Universität hier kurz näherbringen konnte. Wir stehen mit den geplanten Aktionen vor allem im Bereiche der Medizin vor grossen Herausforderungen sowohl finanzieller als auch inhaltlicher Art. Wir sind dafür hervorragend gerüstet, davon bin ich überzeugt. Ich möchte an dieser Stelle zuerst unseren Studierenden und Doktorierenden danken. Im gegenseitigen iterativen Wechselspiel zwischen Lernen und Forschen tragen sie wesentlich dazu bei, dass wir als Universität heute dort stehen wo wir sind, nämlich bei den weltweit besten Universitäten. Ich danke aber auch unserem Lehrkörper und unseren Mitarbeitenden auf allen Stufen, die mit ihren Visionen, ihrem Enthusiasmus, ihrer Kreativität und ihrem unermüdlichen Einsatz die Weiterentwicklung unserer Universität vorantreiben. Last but not least danke ich auch der Politik und insbesondere unserem Regierungsrat Dr. Bernhard Pulver, für die stete Unterstützung der Anliegen unserer Universität, sowie der Gesellschaft und der Wirtschaft, von denen wir uns ebenfalls sehr gut getragen fühlen.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Bern, 3. Dezember 2016